Herr Kandidat?“ in eine ſolche Verlegenheit, daß dieſer höflichſt erſchrocken erwiderte: „Ich Miniſter? — Nein!“ Darauf verſetzte der Profeſſor ſarkaſtiſch: „Möglich wäre es immerhin, daß Sie Miniſter würden, Herr Kandidat, allein Sie können beruhigt ſein, Sie werden es gewiß nicht!“

König Friedrich Wilhelm IV. und der Freimaurerorden. In den „Denkwürdigkeiten“ v. Gerlach's wird erzählt, daß König Friedrich Wilhelm IV. den Sohn ſeines Bruders Wilhelm, alſo den ſpätern Kaiſer Friedrich, als dieſer im November 1853 in den Freimaurerorden aufgenommen werden ſollte, von dieſem Gedanken abzubringen ſuchte. Der König äußerte dabei: „Die meiſten Glieder des Ordens ſeien Betrogene, und von den eigentlichen Zwecken deſſelben erführen ſie nichts.“ Der Prinz erwiderte indeſſen, „er hege den Wunſch, in den Freimaurerorden einzutreten, ſchon ſeit vier Jahren, und er ſei glücklich, daß ihm der Vater dieſen Wunſch erfüllt habe.“ Als die Aufnahme in den Freimaurerorden erfolgte, erſtattete v. Kleiſt-Retzow darüber einen beſondern Bericht an den Miniſter des Innern, v. Weſtphalen. In dem Berichte war verwieſen auf das erfahrungsmäßige gegenſeitige Protektionsweſen des Ordens. In dem für den König beſtimmten Polizeiberichte war ausdrücklich bemerkt, daß „die Maurer über dieſe Sache triumphiren“.

Eine Königin im Souffleurkaſten. Während der Aufführung der Oper „Lohengrin“ im Théâtre de la Monnaie zu Brüſſel am 27. Okt. äußerte die Königin Marie Henriette der Belgier, welche der Vorſtellung mit den Prinzeſſinnen Clementine, Henriette und Joſefine beiwohnte, den Wunſch, einmal den Couliſſenraum des Theaters während der Vorſtellung in genauen Augenſchein zu nehmen. Der Direktor Stoumon, von dem Wunſche der hohen Frau in Kenntniß geſetzt, ſtellte ſich der Königin ſofort zur Verfügung und geleitete ſie auf ihrem Rundgange, wobei ſich die hohe Beſucherin die Theatermaſchinerie bis in die kleinſten Einzelheiten erklären ließ. Vor dem Souffleurkaſten angelangt, empfand die Königin plötzlich die Luſt, den Bühnenraum auch von dieſem ſeltſamen Ausſichtspunkte aus zu betrachten. Da gerade Zwiſchenakt war, ſo nahm die Königin den Poſten des maßlos erſtaunten Souffleurs ein, der wohl noch niemals durch eine ſo hohe Perſönlichkeit erſetzt worden iſt. Die Königin zeigte ſich über den Einfall ſehr vergnügt und theilte die Heiterkeit der Umſtehenden. Ein gekröntes Haupt in einem Souffleurkaſten — das iſt trotz Rabbi Akiba doch etwas Neues unter der Sonne.

Kraftſtücke der Reitkunſt aus alter Zeit. Die jüngſt von Wien nach Berlin, ſowie umgekehrt, vollführten Diſtanzritte haben einen Vergleich mit jenem berühmten Parforceritt König Karls XII. von Schweden hervorgerufen, mittels deſſen dieſer nordiſche Centaur binnen 16 Wintertagen des Jahres 1714 auf dem Wege über Ungarn, Oeſterreich, Bayern, Württemberg, die Pfalz, Weſtfalen und Mecklenburg ſeinen bisherigen Aufenthaltsort Demotika bei Adrianopel mit Stralſund vertauſchte, alſo in beſagter Zeit ungefähr 2175 km (290 deutſche Meilen) zurücklegte. Aber man vergißt zu erwägen, daß zu dieſer ſtaunenswerthen Leiſtung eine politiſche Nothwendigkeit anſpornte und daß eine Krone dabei auf dem Spiele ſtand, keinesfalls blos ein Preis von 20,000 M. oder etwas Gleichwerthiges. Wie auf Karl XII. hätte man ſich übrigens auch auf König Mithridates den Großen von Pontus beziehen können, der ebenfalls an einem Tage 187,5 km (25 deutſche Meilen) zu Roß durchflog, oder auf Hannibal, der nach der verlorenen Schlacht bei Zama ſpornſtreichs in zwei Nächten und zwei Tagen von der Wahlſtatt bis Adrumetum am Meere eilte, 3000 Stadien oder 562,5 km (75 deutſche Meilen) weit; und beide vollführten Vermeldetes auf zweifellos mißlichern Straßen, als man gegenwärtig in civiliſirten Ländern überhaupt noch finden mag. Auch jenes leider dem Namen nach unbekannten türkiſchen Kuriers wäre hier zu gedenken, der die Kunde vom Tode des am 8. Sept. 1566 zu Szigetvár in Ungarn durch die Lagerſeuche hinweggerafften Sultans Soliman Kanuni von da binnen acht Tagen zu Roß nach Kutahia bei Smyrna in Kleinaſien trug. Zum Schluß ſei erwähnt, daß noch heute Turkomanen, obendrein einen Sklaven hinter ſich im Sattel, auf ihren ſtrapazenharten Jomutpferden 30 Stunden in ununterbrochen ſcharfem Galopp zurückzulegen pflegen, wie das der berühmte mittelaſiatiſche Reiſende Vámbéry mehrfach beobachtet hat.

Die chineſiſche Mauer, deren Exiſtenz bekanntlich vielfach angezweifelt wird, iſt kürzlich von einem Mitarbeiter der „Köln. Volksztg.“ beſucht worden, der über dieſelbe folgendes mittheilt: Die große Mauer fängt an in der Provinz Tche-Li am öſtlichen chineſiſchen Meere und ſtreckt ſich nach Weſten bis an die im nördlichſten Theile Kan-Su gelegene Stadt Kia-Jü-Koan. Sobald man hier das letzte Stück der Mauer überſchreitet, kommt man in die Provinz Sin-Kiang, welche die Ehre hat, die Gobi-Wüſte in ſich zu ſchließen. Die Länge der Mauer in gerader Linie beträgt mehr als 400 Stunden. Nimmt man aber die Umwege, die ſie macht, dann kann man ſagen, daß ihr chineſiſcher Name: 10,000 Li-Mauer, ungefähr gerechtfertigt iſt. Im Norden von Peking, wo man am meiſten die Angriffe der Tartaren zu fürchten hatte, beſteht die Mauer aus zwei Außenmauern auf durchlaufender Grundlage aus gehauenem Stein. Der Raum zwiſchen den Außenmauern iſt mit Erde angefüllt. Der oberſte Theil iſt mit Ziegelſteinen belegt. Wenn man die Zinne mitzählt, hat die Mauer eine Höhe von 7 m bis 7,60 m. Die Breite beträgt 4,60 m. Auf je 200 Schritte ſteht ein viereckiger Thurm, deſſen Seite unten 12, oben 9 m Breite hat, bei 11 m Höhe. Einige ſind höher und haben dann zwei Stockwerke mit Schießſcharten. Man kommt durch die Mauer mittels einiger Sapeken, die man den an den Pforten ſtehenden Soldaten giebt. Dieſe Beſchreibung gilt faſt für die ganze Provinz Chan-Si. Weitaus der größte Theil der Mauer aber trägt keine Spur von Mauerwerk und beſteht aus einem Erddamm von 4—5 Fuß Höhe, oder ſtellenweiſe aus einigen Haufen Steinen, über die ich mehrere male mit meinem Pferde geſprungen bin. Ob die Chineſen auch ſchon das Sprüchwort kannten „Ende gut, alles gut,“ weiß ich nicht, doch gewiß iſt, daß die Mauer in einem ſehr gut verſorgten Zuſtande in Kia-Jü-Koan endigt. Vom ſtrategiſchen Geſichtspunkte iſt die Mauer für den Europäer eine Thorheit; als Arbeit aber kann man nicht leugnen, daß ſie großartig, rieſenhaft iſt. Für den Chineſen, der hundert Fabeln und grauſame Märchen von der Mauer erzählen kann, iſt ſie natürlich das unvergleichlichſte Werk, das die Welt je geſehen und vor dem die ſieben Wunder der alten Welt nur Kinderſpiel ſind.

Ein Bayer ohne — Bier! Man höre und ſtaune: Im bayeriſchen Reichstagswahlkreis Kaufbeuren wagt ein Herr Dr. Siben als Kandidat aufzutreten, obwohl er öffentlich erklärt hat: „Ich habe in meinem Leben noch keinen Tropfen Bier getrunken.“ Zu ſeiner Entſchuldigung — wenn es überhaupt dafür eine geben kann — wäre höchſtens anzuführen, daß Dr. Siben Beſitzer eines der größten Weingüter in der Pfalz iſt.

Scharfer Blick. Aaron (die Adreſſe eines Briefes an ihn leſend): „Hochwohlgeboren Herrn Siegmund Aaron . . . Hochwohlgeboren ſchreibt er? Der Mann will gepumpt haben!“

„Sie ſind doch 'ne zu gute Frau, Frau Meeſtern!“ ſagte ein berliner Schuſterjunge zu der Frau ſeines Meiſters. — „Na, wie ſo denn, mein Junge?“ fragte die Meiſterin. — Schuſterjunge: „Weil Se immer ſo ſehr beſorgt um mir ſind, Se ſchmieren mir de Butterſtulle immer ſo gut, det ick ſe überall anfaſſen kann, ohne det ick mir die Hand fettig mache.“

Aus einer reichen Bürgerfamilie verlobt ſich der Sohn, welcher des Vaters Geſchäft fortführt, mit einer jungen Dame aus adeligem Hauſe. Da fragt ein Bekannter den kleinen Bruder des Bräutigams: „Heißt deine neue Schwägerin nicht Sidonie?“ — „Von Sidonie,“ antwortete ſtolz der kleine angehende Ariſtokrat.

Der kleine Hans tritt mit ſehr ſchmutzigen Händen vor ſeine Mutter und ſagt: „Liebe Mama, nun ſehe ich, daß der liebe Gott mich aus Erde erſchaffen hat.“ — „Wieſo denn?“ fragt die Mutter. — „Nun, wenn ich meine Hände reibe, fällt lauter Erde herunter.“

Unnöthig. Gouverneur (zu dem leichtfertigen und blaſirten jungen Erbgrafen, der ſeiner erzieheriſchen Oberaufſicht anvertraut iſt): „Ein jeder Menſch hat ein Streben nach Höherem.“ Erbgraf: „Wie Sie wiſſen, gehöre ich zum höchſten Adel — einen höhern giebt es nicht!“

Seltene Triumphe. A.: „Das geſtrige Luſtſpiel wurde alſo mit ungetheiltem Beifall aufgenommen?“ — B.: Allerdings; bei jedem Akte wurde geklatſcht. Beim erſten, weil's uns an die Finger fror, beim zweiten, um uns munter zu erhalten —“ A.: „Und beim dritten?“ — B.: „Weil's alle war.

Ueberflüſſige Beſorgniß. Kahlköpfiger: „Wie oft ſoll ich Ihr Haarwuchsmittel anwenden, jeden Morgen?“ — Friſeur: „Oho, wollen Sie denn gleich wie ein Wilder ausſeh'n?!“

Wiſſenſchaft. Kunſt. Litteratur.

Eingegangene Bücher. Beſprechung nach Auswahl vorbehalten:

Mein Schutzengel. Novelle von Otto Herrmann. Dresden und Leipzig, E. Pierſon's Verlag. 1,50 M.
Der Arbeiterkaiſer. Trauerſpiel in fünf Akten von Friedrich Dukmeyer. Berlin 1892, Eduard Rentzel.
Schlaraffia politica. Geſchichte der Dichtungen vom beſten Staate. Leipzig, Fr. W. Grunow. 2 M.
Die Judenfrage eine ethiſche Frage. Von Dr Leopold Caro. Leipzig, Fr. W. Grunow. 1 M.
Werther, der Jude. Moderner Roman von Ludwig Jacobowski. Berlin 1892, Max Hoffſchläger, Potsdamerſtraße 115a.

Für die Redaktion verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Unterhaltungsblatt der Saale-Zeitung.

Nr. 256. Halle a. d. S., Dienstag den 1. November 1892.

[27]

Dämmerungen.

Roman in drei Büchern von Rudolf von Gottſchall.

Es war ein ſtürmiſcher Abend geworden . . die Wolken jagten am Himmel . . die Scheiben klirrten; hier und dort ſchlug ein Fenſter, ein Laden zu. Die Akazien und Linden der Promenaden rauſchten gewaltig im Sturm, welcher Zweiglein und Aeſte von ihnen herabgeſchüttelt. Dicht vor der Wandelnden fiel ein Ziegel vom Dach der hohen Rathsſchule . . . ein Schritt weiter — und es war aus mit allem Jammer! Solch ein dummer Stein — und ausgeſungen, ausgeklungen waren die Melodien in Kopf und Kehle . . das ganze Inſtrument zerſtört . . und die Direktion hatte das Nachſehen . . . und das liebe Publikum brauchte ſich nicht mehr zu echauffiren und Steine auf eine Künſtlerin zu werfen. Das Dach der hohen Rathsſchule wußte beſſer zu treffen.

Schon hatte ſich der Regen dem Sturm geſellt und der triefende Wolkenguß tanzte in den Lüften hin und her. Roſenblüthenſchnee aus zerzauſten, ſchlaff niederhängenden Kronen bedeckte die Gänge des Gartens, durch welche Thereſa ſchritt. Und doch war ihr das Unwetter willkommen; ſie fürchtete irgend einen unliebſamen Beileidsbeſuch. Sie gab der Zofe Befehl, niemand einzulaſſen und ſich ſelbſt zur Ruhe zu begeben.

Sie war allein! An die Fenſter ſchlug der Regen und lief draußen an den Scheiben nieder. Wenn ſo die Erde zerpeitſcht wurde von Sturm und Wetter — wo bleiben dann die armen Kreaturen? Sie dachte einen Augenblick der kleinen gefiederten Freunde, die ſie oft in ihrer Jasminlaube erfreut. Wo blieben die Amſel, der Buchfink, die Blaumeiſe? Sie hatten doch alle wohl ihr Neſt und ließen's über ſich ſtrömen und rauſchen und klatſchen. Und nach der Sturmesnacht tönt am nächſten Morgen ihr fröhlicher Geſang. Doch wie viel arme Menſchenkinder haben kein warmes Neſt und wenn der Sturm ſchon längſt vorüber, dann fröſteln ſie noch im Fieberſchauer lange Nächte und Tage hindurch . . vielleicht dem Grabe entgegen.

Und ſie ſelbſt . . hatte ſie denn ein warmes Neſt, wohin ſie ſich flüchten konnte vor dem Unwetter, das über ſie dahingegangen? Sie war ja heimathlos . . und als ſie den Dolch gegen ſich ſelbſt gezückt, da hatte eine dunkle Vorahnung kommenden Elends ihre Hand geführt . . ſchade, ſie war zu ſchwach geweſen und zu nahe die thöricht gutmüthige Hilfe. Und jetzt . . konnte ſie nicht wieder zum Dolche greifen? Das Elend, das ſie damals geahnt, war ja jetzt über ſie hereingebrochen und man würde ihre That jetzt begreiflich finden, auch ihre Freundin Bertha am Zeller See, die ſie ſo geſcholten wegen des grundloſen Selbſtmordverſuchs.

Und doch . . . ſie zögerte . . . was war denn jetzt anders geworden? Damals war ihr die Welt nichts geweſen als eine zuſammengeträumte Komödie mit werthloſer Statiſterie und werthloſer Dekoration; jetzt fühlte ſie an ihrem wärmern Herzſchlag, daß aus den zerfließenden Traumgeſtalten eine hervorgetreten von Fleiſch und Blut, von wahrhaftig berauſchendem Leben, und daß eine Hoffnung, ein Verlangen, eine Leidenſchaft ſie an das Daſein feſſelten. Sie vergaß faſt den Spuk des Theaterabends . . . in der Mitternachſtunde, da wollte ſie ihn begraben, da kam der Zauberer, der die Geſpenſter in die Gruft ſcheucht.

Sie fühlte auf einmal ſich ſelbſt, ihr Leben, ihre Schönheit und den köſtlichen Beſitz, den ihr die Natur mitgegeben. Sie trat vor den Spiegel, die Lampe in der Hand . . . ein reizendes Antlitz ſah ihr entgegen; doch zu grell fiel das Licht auf ihre Züge und wie unſchön war es, ſich ſelbſt ſo ins Auge zu leuchten. Sie ſtellte die Lampe auf den Tiſch — und bald raſſelte die Ampel herunter . . . ſie entzündete ihr Licht . . . und jetzt ſah ſie ſich wie von roſigem Schein verklärt . . . keine aufdringliche Selbſtbeleuchtung . . . von oben herab kam die milde Verklärung. Sie warf das Kleid ab, das ſie am Tage getragen und ſchlüpfte in ein buntes Schlafgewand, doch nicht raſch genug, um nicht ſelbſt ihre zierliche Geſtalt zu ſehen . . . und ſie löſte das Gelock und die Goldfluth wallte hernieder auf den zarten Marmor von Nacken und Bruſt und ſo ſtand ſie vor dem Spiegel, in das Anſchauen des eigenen Bildes verloren. Das war nicht Eitelkeit alltäglicher Art; es war über ſie gekommen wie eine Offenbarung; in der eigenen Schönheit ging ihr des Lebens Herrlichkeit auf und alle ſeine lockenden Wunder und das verkannte Recht auf Freude und Genuß . . . und an dem Abend, an dem die Künſtlerin ſtarb, wurde das Weib geboren.

Ein unbekannter Verehrer hatte ihr zwei Flaſchen ſüßen Weins geſchickt . . . ſie nahm eine derſelben aus dem Eckſchrank, goß ſich ein Glas voll und leerte daſſelbe auf einen Zug. Noch klopfte der Regen an die Scheiben, noch rüttelte der Sturm an den Fenſtern, doch um ſo heimlicher war's im Gemach beim Ampellicht und beim goldſchimmernden Trunk im Pokal.

Der Lärm im Theater verſank wie ein wüſter Traum hinter ihr und für die eine entblätterte Roſe ihres Künſtlerruhms brachen hundert verheißungsvolle Knoſpen der Liebe auf.

Die Zeit verging; durch das Rauſchen des Sturms hörte ſie die alte Domuhr mit mühſam ſich durchringenden Tönen Mitternacht ſchlagen. Nun lauſchte ſie hinaus mit erneuter Angſt, ob ſie einen Schritt im Garten höre. Und hatte nicht eben der Riegel des Pförtchens geklirrt? Es war ein banges Zagen, gemiſcht mit ſüßem Schauer, womit ſie lauſchte — doch ſie vermochte trotz angeſtrengten Hinhorchens nichts zu unterſcheiden; zu lärmend war draußen das Treiben des Sturmes, welcher Töne und Mißtöne durcheinander wirbelte und blindlings und dreiſt in das Saitenſpiel der Natur hineintappte. Und doch . . . jetzt, während er Athem holte, . . . die Schritte kamen näher, leiſe drehte ſich der Schlüſſel im Hausthor, leiſe huſchte es durch den Vorflur; leiſe klopfte es an die Scheiben der Entréethür. Ihr war's zu Muthe, als klopfte ihr Verhängniß an; ſie mußte ſich einen Augenblick ſammeln, Athem ſchöpfen, Muth faſſen.

Dann flog ſie hinaus und öffnete.

„Armes Kind,“ ſagte Lothar, ſie an's Herz ſchließend.

Doch als ſie in das vom Roſalicht der Ampel beleuchtete Zimmer traten und er ſie näher anblickte, konnte er einen Ausruf der Verwunderung nicht unterdrücken; er hatte erwartet, ein verweintes Geſicht, überſtrömt von Thränen, ein gebeugtes, verzweifeltes Weib zu finden und niemals war ihm Thereſa ſo lebensfreudig, ja ſo verführeriſch entgegengetreten wie in dieſer Nacht.

„Ich freue mich, dich ſo gefaßt zu ſehen,“ ſagte er, „obſchon ich dir keine tröſtliche Kunde bringen kann. Es iſt mir unmöglich geweſen, den Urheber des ſchändlichen Skandals ausfindig zu machen; ich erſchien im erſten Zwiſchenakte nicht bei dir auf der Bühne, weil ich dem Publikum an den Puls fühlen wollte; doch in dieſer Hexenküche weiß man ja nicht, wer Koch oder Kellermeiſter iſt; das brodelt ſo ſinnlos durcheinander. Man unterhielt ſich im Foyer gar nicht über den ganzen Vorgang; er ſchien für alle, an denen ich vorüberging, nichts Beſonderes zu haben. Es waren lauter Eingeweihte und es handelte ſich offenbar um eine abgemachte Sache. Ich glaube nicht, daß jemand vom Theater die Hand dabei im Spiele hatte, am wenigſten Leontine Eckerdt. — Haben ſich ihre zahlreichen Verehrer dabei betheiligt, ſo geſchah's ohne ihre Schuld und ohne ihr Wiſſen. Doch gleichviel, von wem der Lärm ausging; ich werde die Urheber und Mitwirkenden an den Pranger ſtellen und meine kritiſchen Freunde werden mich dabei unterſtützen.“

„Doch was nützt es mir?“ ſagte Thereſa, „der Direktor

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18921101038/fragment/page=0001

wird mich nicht wieder auftreten laſſen; er will es mit dem Publikum nicht verderben."

„Das Publikum . . . dies unfaßbare, vielköpfige Ungethüm, deſſen Cerberusrachen die öffentliche Meinung iſt, die jedes Opfer zerfleiſcht! Und dann liegt es wieder ſchweifwedelnd zu Füßen irgend einer aufgedonnerten Größe und frißt den haarſtäubendſten Unſinn irgend einem Liebling aus der Hand. Und dabei ſpielt es in allen Farben, wie der Meergreis des Alterthums und wechſelt ſeine Geſtalt, daß man's nicht packen kann. Zuletzt entſcheidet nur die Zahl, die geſpenſtige Ziffer; die Summe der abgeſetzten Theaterbillets giebt dem Direktor den einzigen Maßſtab für das Publikum, dem Verleger für das Publikum ſeiner Journale und Bücher. Das Publikum — es iſt die zur Lawine zuſammengeballte Dummheit, die alles Geiſtreiche und Schöne verſchüttet. Es iſt ja der Jammer aller hochſtrebenden Geiſter, daß man abhängig iſt vom Niedrigſten und Verächtlichſten; denn es ſteht nicht blos ſchief, wenn man kein Publikum hat, ſondern unſer Licht wird ganz unter den Scheffel geſtellt — und vielleicht für immer. Du magſt recht haben, wenn du meinſt, daß der Direktor dich jetzt kalt ſtellen wird — und wenn die Kritik noch ſo glänzend für dich eintritt. Sind Publikum und Preſſe einmal verſchiedener Meinung, ſo hält es der Direktor mit dem erſteren; denn nur des Publikums wegen hat die Preſſe Werth für ihn."

Thereſa hatte nur mit halbem Ohr auf das alles gehört, was ſie ſo nahe berührte; aber die Erregung, die Beredtſamkeit, der Feuergeiſt ihres begeiſterten Anwalts hatten es ihr angethan; ihr war in ſeiner Nähe ſo wohl, ſo ſicher; ſie fühlte ſich immer mächtiger zu ihm hingezogen; ſie glaubte an ſeinen Genius. Sein ſtruppiges Haar, ſein wildleuchtendes Auge, ſeine oft zappelmänniſche Beweglichkeit . . . das mochte andere abſtoßen; ſie prüfte nicht ſeine Schönheit; aber ſein ganzes Weſen ſtrömte einen Zauber aus, dem ſie erlag; es goß Feuer in ihre Adern; ſie hatte ſich bisher vor der Welt gefürchtet, jetzt empfand ſie, daß es in ihr etwas Begehrenswerthes, etwas Verheißungsvolles gab.

Doch nicht ganz konnte ſie ſich der Angſt um ihr künftiges Schickſal entſchlagen. „Was ſoll aus mir werden", fragte ſie verſchüchtert und lehnte ihr Haupt an ſeine Bruſt, um ſich zu bergen unter ſeinen allmächtigen Schutz.

„Warten wir ab, was der Thespiskarrenſchieber in ſeiner hohen Einſicht beſchließt. Zunächſt biſt du durch deinen Kontrakt geſchützt; du haſt nicht dagegen geſündigt; es iſt nur an dir geſündigt worden. Dann aber . . . die Welt iſt groß und die Theaterpeſt hat unſer gutes Vaterland gänzlich durchſeucht. Nimm's nicht übel, daß ich von dieſem Kunſtkrempel ſo verächtlich ſpreche; es iſt einmal meine Ueberzeugung. Ich habe Freunde, einflußreiche Freunde, die gelegentlich einem ſolchen kleinen Deſpoten von Direktor den Fuß auf den Nacken ſetzen; mit meiner Hilfe kannſt du leicht ein anderes beſſeres Engagement finden!"

„Und du!"

„Nun", verſetzte er leichthin, „ich ſiedle über mit dir, wenn du mir ein Recht darauf giebſt."

Das war ein doppeldeutiger Orakelſpruch. Doch Thereſa hatte nur eine Auslegung dafür, eine Auslegung, wie ſie glühende Leidenſchaft ihr eingab, die ſich ſelbſt rechtfertigen konnte mit ſo verheißungsvollem Wort.

„Und wozu ſich mit Geſpenſtern herumſchlagen?" ſagte Lothar; „iſt nicht Künſtlerruhm ein ſolches Geſpenſt? Alle dieſe vom Mond beleuchteten Handtücher ſollen keinen Alpdruck auf uns ausüben! Biſt du nicht Thereſa Stern, das ſchöne Weib, das zu ſeiner Glorie nicht der Proſceniumslampen bedarf? Mögen ſie dieſe in Trümmer ſchlagen . . . Dir bleibt der Mond und die Sonne, die deiner Schönheit leuchten. Und ſiehe den Mond . . . dort ſteigt er empor über dem verſtürmten Gewölk . . . das thränenfeuchte Laub ſaugt gierig ſeine ſchüchternen Strahlen ein, der Sturm iſt verbrauſt . . . die Hähne krähen . . . die Geſpenſter ſchwinden, aber alles was Leib und Leben hat, fühlt doppelt den Segen des Himmels, der in den feurigen Pulſen ſchlägt und athmet in unſern glühenden Küſſen!" Und er drückte leidenſchaftlich die Geliebte ans Herz.

Sechſtes Kapitel.

Die ganze Stadt ſprach von den Vorgängen im Theater. Es war gerade ſonſt nichts Bemerkenswerthes vorgefallen . . . kein Mord, kein Selbſtmord, keine Eheſcheidung, kein Skandalprozeß, und da die Komödie des Lebens nichts Effektvolles bot, ſo beſchäftigte man ſich um ſo lebhafter mit der Komödie auf der Bühne oder vielmehr im Zuſchauerraum.

In einer Weinſtube ſaß Graf Fehrenthal mit zwei Freiherren, benachbarten Rittergutsbeſitzern, und einem Bankdirektor zuſammen; ſie planten ein neues induſtrielles Aktienunternehmen und die vernehmliche, laute Stimme des Grafen welcher flüſternde Verſchwörungen nicht liebte, beherrſchte den ganzen Raum. Was Graf Fehrenthal beabſichtigte oder ausführte, brauchte die Kritik der Welt nicht zu ſcheuen; es war damit empfohlen, daß er's mit ſeinem Namen deckte.

Die Kellner drängten ſich geſchäftig um ihn mit ganz beſonderer Beeiferung; er wetterte bisweilen auf ſie los und goß eine ganze Fluth von Schimpfwörtern über ſie aus; der Graf zahlte dafür aber auch rieſige Trinkgelder, und man weiß ja auch in andern Kreiſen viel von den Fußtritten zu erzählen, die man für ein gutes Trinkgeld mit in den Kauf nimmt, auch wenn's mit einem ſchönern Namen über die Taufe gehoben wird.

An einem andern Tiſch, nicht weit von der Gründergeſellſchaft, ſaßen junge Offiziere, die ſich über das letzte Manöver und das letzte Wettrennen unterhielten und luſtig die Champagnerpfropfen knallen ließen. Unter ihnen befand ſich auch Herr von Schollen, der erſt heute von einer Dienſtreiſe zurückgekehrt war; er hatte einer Schießübung in einer benachbarten Stadt beiwohnen müſſen. Er blickte düſter vor ſich hin, wie er überhaupt den Zechgelagen der Kameraden ziemlich antheillos, nur aus einem gewiſſen esprit de corps beiwohnte. Was ihn heute beſonders ſchwermüthig ſtimmte, war die Kränkung, die man der von ihm ſo innig geliebten Künſtlerin bereitet hatte und ein böſer Zufall wollte, daß überall, wo er hinkam, das Geſpräch ſich um dies Ereigniß drehte, ſo daß er eben erſt ſeine Kameraden gebeten hatte, nicht dieſen für ihn ſo peinlichen Geſprächsſtoff zu berühren. Er brütete über dem muthmaßlichen Grund ſolcher Feindſeligkeit, zermarterte ſein Gehirn und konnte darüber nicht ins Klare kommen.

Die Herren Gründer hatten inzwiſchen ihre geſchäftlichen Verhandlungen beendigt; ſie wiegten ſich in den Träumen einer glänzenden finanziellen Zukunft, blieſen den Duft ihrer Cigarren behaglich in die Luft und begannen über die gleichgiltigen Dinge zu plaudern, die der Tag mit ſich brachte.

Der Bankdirektor war Kunſtfreund; er gab Soiréen, in denen die hervorragenden Künſtler und Künſtlerinnen nicht fehlen durften, natürlich ſolche, an deren Ruf kein Makel war. Die Primadonna der großen Oper, die nicht nur durch eine zahlreiche Familie ihren Sinn für Häuslichkeit beweiſen konnte, ſondern die auch außerdem als leidenſchaftliche Anhängerin der vegetariſchen Lebensweiſe ihre Abneigung gegen rohere Genüſſe hinlänglich an den Tag legte, war ein regelmäßiger Gaſt, ebenſo die erſte Liebhaberin, welche ihre Liebesſcenen in Trauerſpiel und Luſtſpiel ſo ungeſchickt ſpielte, daß die Kritik ihr Mangel an Routine vorwarf, was aber in moraliſcher Hinſicht ein offenbarer Vorzug war. Der Bankdirektor ſelbſt beſuchte indeß häufiger das Operettentheater als das große Schauſpielhaus, obſchon er dort eine Loge hatte. Ernſte Geſchäftsmänner brauchten des Abends Zerſtreuung; das Rührſtück tauge nur für die Schnupftücher der Frauen, und die Tragödie — darüber könne man heutigen Tags nur die Achſel zucken. Er habe einmal einer griechiſchen Primaneraufführung beigewhnt, bei welcher ſein Sohn die Antigone geſpielt — und von der er natürlich kein Wort verſtanden. So kämen ihm alle Tragödien, auch die deutſchen, auf den großen Bühnen vor — Caviar fürs Volk und für ihn ſelber!

„Der kleine Direktor", fuhr er fort, „hat neulich à la baisse ſpekulirt. Hundert gegen Eins — er hat ſelbſt den Skandal in ſeinem Operettentheater veranlaßt, um von ſeiner Bühne recht viel reden zu machen."

„Was hat ſich denn da ereignet?" fragte der Graf.

„Man hat eine Operettenſängerin ausgeziſcht und ausgetrommelt!"

„Ich halte nicht viel von dieſen Leuten", ſagte der Graf, „alles was ſich für Geld zu Schau ſtellt, gehört zum geſellſchaftlichen Kehricht, und es giebt da keinen Unterſchied zwiſchen Theater- und Thierbuden! Es iſt jetzt Mode, von den geſchminkten Herren, welche dem Publikum auf der Bühne Geſichter ſchneiden, viel herzumachen, als wenn ſie mit den großen Künſtlern und Dichtern, wie ein Raphael und Shakeſpeare, auf gleichem Fuße ſtünden — und doch ſind es nur Papageien, welche nachplappern, was ihnen von den Dichtern vorgeſagt wird, und dabei ihre ganze Perſönlichkeit einſetzen, die gelegentlich auch eine Zielſcheibe für faule Aepfel werden kann."

„Nein, beſter Herr Graf", verſetzte der Bankdirektor, „Sie denken zu gering von der Kunſt, die ich hochſchätze und deren Vertretern ich meine Salons öffne."

„Das iſt Geſchmackſache! Ich würde fürchten, die meinigen durch die Anweſenheit dieſer gefeierten Herren und Damen in einen Affenpavillon zu verwandeln, wie er im jardin des plantes und im Regent's Park zu ſehen iſt."

(Fortſ. folgt.)

---

[18]

Des Andern Weib.

Novelle von Reinhold Ortmann.

Die thatſächlichen Angaben dieſer Zeitungsnotiz entſprachen in allen Stücken der Wahrheit; aber die Prophezeiung an ihrem Schluſſe erfüllte ſich anders als menſchliche Berechnung es hatte vorausſehen können.

Der Dampfer, auf welchem Willy Nordenfeld ſeine Flucht angetreten hatte, gerieth in einer ſtürmiſchen Nacht bei den Capverdiſchen Inſeln auf den Grund und erlitt ſo ſtarke Beſchädigungen, daß Mannſchaft und Paſſagiere in Rettungsbooten das Schiff verlaſſen mußten. Alle wurden glücklich geborgen — Alle bis auf Einen, der ſich in dem wilden Eifer, ſein Leben zu retten, trotz aller Warnungen der Matroſen gar zu ungeſtüm in eines der Boote hatte werfen wollen. Mit einem gellenden Aufſchrei war er aus dem kleinen, heftig ſchwankenden Fahrzeug in die See geſtürzt, und die Beſatzung des überfüllten Bootes hatte ſoviel damit zu thun gehabt, daſſelbe aus der gefährlichen Nähe des geſtrandeten Dampfers, an deſſen Seitenwand es zu zerſchellen drohte, hinwegzubringen, daß kein zeitraubender Verſuch zur Rettung des einzelnen hatte gemacht werden können.

Die empörten Wogen des Meeres hatten ſich über dem Haupte Willy Nordenfeld's geſchloſſen, wie die Wogen des Lebens längſt über den Sinkenden zuſammengeſchlagen waren. Ein Schiffbrüchiger war er geweſen, ſchon ehe er ſeinen Fuß auf die Planken des Dampfers geſetzt, und die neue, unbekannte Welt, in die er ſich hatte flüchten wollen, ſie hatte ſich ihm in eine Welt des Friedens und der ewigen Ruhe verwandelt.

Er hatte ſeine Schuld bezahlt mit dem Beſten, was er zu ihrer Tilgung herzugeben vermochte — mit ſeinem Leben. — — —

Bernhard Falk empfing die Nachricht von dem Tode ſeines ehemaligen Compagnons mitten in ſeiner aufreibenden Arbeit, unter deren Laſt ein Schwächerer als er vielleicht hätte erliegen müſſen. Er blickte lange auf das Blatt, welches ihm die inhaltſchwere Kunde gebracht hatte; aber in ſeinem ernſten, unbeweglichen Geſicht zeigte ſich nichts von Genugthuung über dieſen unerwarteten Ausgang. Nach langem ſtillen Nachdenken ſchob er ſeine Geſchäftspapiere bei Seite und ſchrieb einen Brief, der an Frau Margarethe Nordenfeld in Ratzeburg adreſſirt war. Dann machte er einen Gang durch das ganze Etabliſſement und als er von demſelben zurückgekehrt war, vertiefte er ſich von neuem in ſeine mühſelige und vor der Hand noch wenig erfreuliche Arbeit, wie wenn nichts geſchehen wäre, ihn darin zu ſtören.

Eine Antwort auf ſeinen Brief empfing er nicht, und er hatte eine ſolche Antwort auch wohl kaum erwartet, denn ohne jedes Anzeichen von ungeduldiger Spannung nahm er an jedem Morgen die Poſt in Empfang, die der alte Bottſtein ihm überreichte, und es war nichts von Enttäuſchung in ſeinen Zügen, wenn ihm keiner der Briefumſchläge die feinen, zierlichen, geliebten Schriftzüge Margarethens zeigte.

— — — — — — — — — — — — — —

Und die Zeit, die nach der Meinung der Leute die ſchwerſten Wunden heilen, die glühendſten Leidenſchaften abkühlen ſoll, ſie eilte unaufhaltſam auf ihrem unendlichen Wege dahin. Es war Sommer und Winter geworden nach Willy Nordenfeld's Tode — Sommer und Winter für die Frohen und Glücklichen wie für die Einſamen und Traurigen. Und wieder kam der Frühling in das deutſche Land — er kam nach einigem Zaudern und wie auf Umwegen auch in ein kleines Städtchen droben im Norden, das weitab zu liegen ſcheint von dem raſtlos lärmenden Treiben der großen Welt.

Hinter dem altehrwürdigen Dome in Ratzeburg, wo das junge Gras unbehelligt zwiſchen den Steinen des Straßenpflaſters unbehelligt emporſprießt und wo breitäſtige Linden ihre mit dem erſten zarten Grün belaubten Zweige bis auf die Dächer einiger eng und traulich zuſammengedrängter niedriger Häuschen ſtrecken, war es an einem Sonntag nachmittag recht feiertäglich und friedevoll. Noch wehrten die Linden nicht wie ſpäter im Sommer den Sonnenſtrahlen den Eingang durch die blanken Fenſter der kleinen Häuſer, und ſo trieben die muntern Gäſte ihr neckiſches Spiel in allerlei zitternden Streifen und Ringen auch auf den weiß geſcheuerten Dielen des Stübchens, in welchem Margarethe Nordenfeld und Bernhard Falk ſich nach langer, langer Trennung heute zum erſten male wiedergeſehen.

Es war kein ſtürmiſches leidenſchaft-durchglühtes Wiederſehen geweſen, ſondern ſie hatten ſich nur die Hände gereicht wie zwei gute alte Freunde und ſie hatten ſich dabei in die Augen geſehen wie zwei Menſchen, die einander ſo ganz bis auf den tiefſten Grund der Seele blicken, daß es nicht vieler Worte zwiſchen ihnen bedarf für die Verſicherung:

„Wir ſind noch die Alten geblieben."

Und die Alten waren ſie auch äußerlich geblieben, mit der einzigen kleinen Einſchränkung vielleicht, daß ſich in ſeinem Barte ſchon ein paar graue Fäden zeigten, während Margarethe ihm jugendlicher und holdſeliger erſchien als je zuvor. Aber ſie ſprachen nicht davon, ſondern ſie ſprachen ſehr ernſthaft und ruhig von den Angelegenheiten der Fabrik, über die Bernhard Falk, wie er ſagte, der Beſitzerin des Etabliſſements endlich einmal ausführlich hatte Bericht erſtatten wollen.

Und ſein Bericht lautete nicht ſchlecht. Die vorzeitigen grauen Fäden in ſeinem Barte und die tiefe Arbeitsfurche, welche quer über ſeine Stirn lief, er hätte ſie in ſeinem Spiegelbilde mit Stolz betrachten können, wie der Krieger mit Stolz die Narben jener Wunden betrachtet, welche ſeiner guten Sache den Sieg gewinnen halfen. Aber Bernhard Falk redete natürlich nicht von ſeiner Arbeit, nur mit ſchlichter Anſpruchsloſigkeit wie von etwas ganz Selbſtverſtändlichem redete er von ihren greifbaren Erfolgen.

Die Zeit der Gefahren und Bedrängniſſe war nach ſeiner Erklärung vorüber; die Fabrik arbeitete ſchon wieder mit erheblichem Gewinn und kein Gläubiger hatte hinfort einen Anlaß, das Andenken Willy Nordenfeld's zu verwünſchen. Mit dürren, nüchternen Zahlen hatte Falk die Richtigkeit ſeiner Worte belegt, und als er nun das Papier, von welchem er dieſe Zahlen abgeleſen, langſam wieder zuſammenfaltete, gab es eine tiefe Stille in dem kleinen Zimmer. Der Kanarienvogel am Fenſter ſtimmte, von dem warmen Frühlingsſonnenſchein begeiſtert, ſein ſchmetterndes Liedchen an, und die beiden, welche ſich da ſtumm gegenüber ſaßen, ſchienen ihm ſo andächtig zu lauſchen, wie wenn es ein erleſener Kunſtgenuß geweſen wäre.

Da, als der kleine Sänger eben mit einem langen Triller geſchloſſen, legte ſich eine ſchmale weiße Hand auf die breite Schulter Bernhard Falk's und eine liebe ſanfte Stimme ſagte:

„Ich möchte Ihnen ſo gern meine Dankbarkeit bezeigen, mein Freund — aber ich weiß nicht, ob ich etwas zu vergeben habe, das noch einigermaßen Werth für Sie hat. Glauben Sie, daß ich etwas derartiges beſitze, ſo fordern Sie es getroſt — es giebt nichts, das ich Ihnen weigern würde."

Da lag er trotz ſeines ergrauenden Bartes wieder vor ihr auf den Knien wie ein ſchmachtender Jüngling und zwiſchen Lachen und Weinen kam es von ſeinen Lippen:

„Margarethe — biſt du mir denn noch gut? — Willſt du dich mir zu Eigen geben — willſt du mir angehören und mir folgen —"

„Bis an den Tod!" ergänzte ſie leiſe, indem ſie ſich zu ihm herabbeugte und ihre Wange an die ſeinige ſchmiegte. Er aber umſchlang die biegſame Geſtalt mit ſeinen beiden ſtarken Armen und jubelnd klang es in die ſonntägliche Stille des Domplatzes hinaus:

„Mein Weib!" — —

Ende.

Bunte Zeitung.

Die juriſtiſchen Examina an der Univerſität München haben in dieſem Jahre recht ungünſtige Reſultate gezeitigt. Mehr als das obligate Drittel iſt diesmal „geraſſelt", wie der akademiſche Ausdruck für Durchfallen lautet. Am wenigſten entzückt über dieſe ungünſtigen Reſultate ſind gewiß die Herren Profeſſoren; aber hier und da ſind die Antworten der verzweifelten Examinanden derart, daß ſie eine ſchallende Heiterkeit nicht blos unter den Mitgliedern der Prüfungskommiſſion, ſondern auch in den dichtgedrängten Reihen des Auditoriums erregten. In der „Pfälzer Preſſe" finden wir eine kleine Blumenleſe aus dem münchener Examen. Einer der Pandektiſten fragte einen Prüfling: „Was verſtehen Sie unter einer juriſtiſchen Perſon?" und als es mit der Definition haperte, forderte er denſelben auf, er ſolle ihm doch wenigſtens ein Beiſpiel einer juriſtiſchen Perſon ſagen, worauf der Kandidat unter homeriſchem Gelächter der Umſtehenden erwiderte: „Eine juriſtiſche Perſon iſt z. B. — der Amtsrichter." (!) — Der bayriſche Staatsrechtslehrer brachte einen Kandidaten mit der Frage: „Können Sie Miniſter werden,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-18921101038/fragment/page=0002